

Die DDR hat's nie gegeben«: Dieses inzwischen kaum noch leserliche Graffiti an den Fundamenten des abgerissenen Palastes der Republik könnte Chancen auf eine längere Karriere haben. Sollte man sich in künftigen Generationen noch für die Geschichte Mitteleuropas in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts interessieren, ist es nicht unwahrscheinlich, dass die knappe Behauptung der Inexistenz: »Die DDR hat's nie gegeben« wenn schon nicht den gesunden Menschenverstand, so doch immerhin die Grundbegriffe der Logik retten hilft. Vermutlich wird nämlich auch in Zukunft die Flut von Selbsterlebensbeschreibungen, Angriffen und Selbstexkulpationen, Deutungen des »großen Ganzen« oder von historischen Détails weiter anschwellen, deren Abenteuerlichkeit dem Begriffsvermögen der Leser meist ebensoviel zumutet wie ihre Sprache seinem Stilgefühl. Denn bei aller Unterschiedlichkeit ist all diesen Hervorbringungen gemeinsam, dass sie sich auf weiteste Strecken gegenseitig ausschließen. Erstaunlicherweise nehmen die Erzeugnisse der Vergangenheitsproduktion auch jenseits sich abzeichnender Parteiungen durchaus aufeinander Bezug, jedoch in einer solchen Weise, dass bestimmten oder gleich allen anderen Kreationen des gleichen Genres das Existenzrecht abgesprochen wird. Sieht man also in einschlägigen Buchhandlungen die Stapel von Druckerzeugnissen, die sich gegenseitig als nicht existent, ja nicht existieren dürfend ansehen, die mal bebildert, mal knallig eingebunden und betitelt, mal seriösen Stil zitieren, so scheint angesichts des schieferlich-friedlichen Miteinanders dieser Stapel ihre Deutung als in der Buchhandlung versehentlich an die falsche Stelle geräumte Unterabteilung phantastischer Literatur dem Auffassungsvermögen des Publikums noch am ehesten zu entsprechen.

Nur mit Bedauern wird man allerdings feststellen, dass in Hinsicht auf dieses Genre die DDR-Andenken-Produktion zu wünschen übrig lässt. Aber vielleicht muss nicht einmal dies verwundern, leben wir doch in Zeiten, wo eher die Wirklichkeit die Fiktion kopiert als umgekehrt und selbst dieser Zustand literarisch bereits prognostiziert wurde, ausgerechnet am Beispiel des Helden und des Verräters. Man könnte mit den Autoren über die Plausibilität ihrer Geschichten streiten – schließlich darf von Geschichten, anders als von der Geschichte, mindestens eine gewisse Plausibilität gefordert werden – die Nichtexistenz ihres Gegenstandes enthebt den Leser jedes anderen als des ästhetischen Urteils. »Die DDR hat's nie gegeben« hat als Maxime der Vergangenheitsproduktion also unstreitige Vorteile,

Jakob Ullmann

Schwarze Magie und Entlarvung

allerdings den Nachteil, dass sie den Leser, der sich und das eigene Leben in ihren Hervorbringungen nicht wiedererkennt, selbst mehr abschaffen müsste als ihm lieb ist. Nun ist die auf die eigene Erinnerung gestützte Annahme einer jedenfalls temporären Existenz der DDR keineswegs ein Grund, sich in etwas einzumischen, was auch nach zwanzig Jahren noch nicht den Stand einer Debatte erreicht hat. Wenn etwa Uwe Tellkamps *Der Turm* – über den ein ästhetisches Urteil hier nicht zu fällen ist – als lehrreiche und hinreichend wahrheitsgetreue Schilderung des DDR-Lebens in einem gutbürgerlichen Dresdner Wohnviertel durchgeht, dann befindet sich der Autor dieser Zeilen bei der Aufforderung, etwas zur DDR zu sagen, in einer ähnlichen Lage wie angesichts eines freundlichen Angebotes vor reichlich zwanzig Jahren. Er sollte damals ein Orchesterstück verfassen, in dessen Partitur (nicht einmal unbedingt auf der Titelseite) die Zeile »Zum 40. Jahrestag der DDR« anzubringen gewesen wäre. Dem freundlichen Mitmenschen, der mir mit dem Angebot (nicht zuletzt angesichts meiner finanziellen Situation) einen Gefallen tun wollte und dafür sicherlich einige Mühe aufgewendet hat, konnte ich nur mitteilen, dass ich bereit sei, etwas zum zweihundertmillionsten Jahrestag des Erzgebirges zu verfassen, allein die Aussicht auf die Niederschrift der die DDR erwähnenden Zeile jedoch mein musikalisches Vorstellungsvermögen augenblicklich auslöschen würde.

Dabei ist manches gar nicht so schwer zu verstehen: Der stöhnende Ausruf eines DDR-Großkünstlers Anfang 1990 in einer langen Autoschlange vor dem Grenzübergang nach Westberlin »Ich will meine Privilegien wiederhaben!« verweist wie die Mitteilung eines noch größeren Großkünstlers, ihm schmecke es in (Westberliner) Nobelrestaurants nur dann, wenn sich Obdachlose am Fenster die Nase platt drücken, auf die Fallhöhe von einer Existenz als approbierter DDR-Künstler auf bundesrepublikanisches Mittelmaß. Dass Heiner Müller – Präsident der Akademie der Künste! – sich allerdings bemüßigt sah, angesichts dessen von einer »Pogromstimmung« gegen ostdeutsche Künstler nach 1990 zu sprechen, ist auch mit übermäßigem Whisky-Genuss nicht zu entschuldigen. Dass aber zwanzig 21



Foto-Essay *Umbau* von Arne Reinhardt, Foto 8

Jahre später eine ostdeutsche Autorin es wagt, diesen Blödsinn zustimmend zu zitieren, kommt dem Tatbestand einer Beleidigung gleich. Immerhin leben in Deutschland (Ost wie West) noch Menschen, die am eigenen Leibe erlebt haben, wie sich ein wirklicher Pogrom anfühlt!

Es gäbe auch einiges zu erforschen und öffentlich zu machen: Die Geschichte des Peters-Verlages zwischen 1933 und 1991 endlich einmal vollständig recherchiert und publiziert, wäre sicher geeignet, so manches Urteil und Vorurteil zu revidieren. Und man hätte vieles beisammen: die Brutalität des Nazistaates und seiner Helfer gegen jüdische Unternehmer, die »Seltsamkeiten« der Fortexistenz des Verlages nach der Befreiung 1945, die Koexistenz des Verlages zwischen Frankfurt am Main und Leipzig auf offiziellen und inoffiziellen Kanälen, der mutige Versuch, in Dresden die zeitgenössische Musik mit und für den Verlag zu erschließen und dessen schandbares Ende, nicht zu vergessen die einem veritablen Wirtschaftskrimi gleichkommende »Wiedervereinigung« des Verlages 1990 inklusive der Aufforderung zur Notenvernichtung: All das

22 müsste dem allgemeinen Interesse an Entlar-

zung eigentlich genügend Nahrung geben. Wo also ist diese Geschichte?

»Entschuldigen Sie! Die Entlarvung ist unbedingt notwendig. Ohne sie würden Ihre glänzenden Nummern einen fatalen Eindruck hinterlassen. Die Zuschauermasse verlangt eine Erklärung.« Vermutlich hat Michail Bulgakovs Vorsitzender der Moskauer akustischen Kommission nicht nur angesichts der Vorführung schwarzer Magie mehr recht, als es der Autor dieser Stelle seines Romans zugestehen will. Wenn schon ein ganzes Land durch Magie verschwindet und allenfalls infrage steht, ob es schwarze oder weiße Magie war, dann muss eine Entlarvung her.

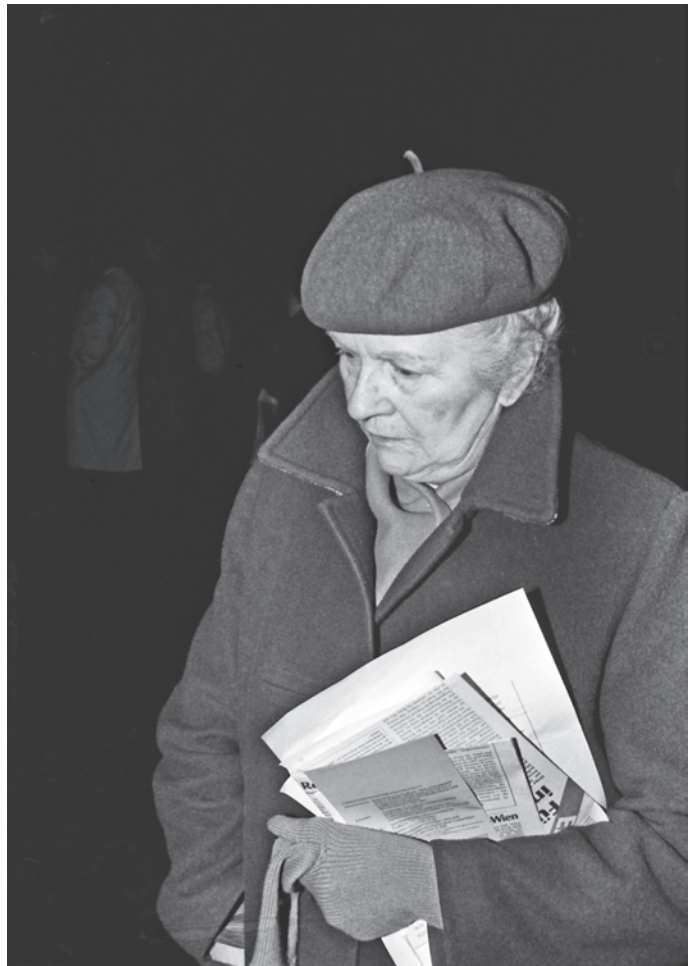
Ich gestehe, dass mir die Entlarvung nicht liegt. Auch deshalb, weil man trotz guter Erinnerung nicht selten eines besseren oder schlechteren belehrt wird. Anfang der achtziger Jahre war ich zu einem Orgelkonzert in einer kleinen sachsen-anhaltinischen Stadt eingeladen. Der Zustand der Kirche veranlasste zu Stoßgebeten, sie möge nicht gerade einstürzen, wenn man an der Orgel sitzt. Letztere ist ein solches Kleinod, dass ihr Erklingen jedes Stoßgebet rechtfertigte. In der Dämmerung vor Beginn des Konzertes sprach mich ein Herr mittleren Alters an, der sich entschuldigte, nicht zum Konzert kommen zu können. Er sei Lehrer und müsse Sanktionen befürchten, wenn er bei einem Orgelkonzert gesehen würde. Ich fand, dass man von einem Lehrer eine bessere Ausrede erwarten könne. Man lebte ja nicht mehr in den fünfziger Jahren. Inzwischen weiß ich, dass ich diesem Herrn Abbitte leisten muss. Ungefähr zur gleichen Zeit half mir ein thüringisches Ehepaar bei der Organisation einiger Orgelkonzerte, übernachten konnte ich bei ihnen auch. Erst nach 1990 habe ich erfahren, dass nach meinem Aufenthalt dieses Ehepaar Besuch von Mitarbeitern des MFS bekam, die den beiden Sonderschullehrern unmissverständlich klarmachten, dass sie – sollten sie noch einmal diesem »Staatsfeind Ullmann« Hilfe irgendwelcher Art zukommen lassen – mit nicht näher spezifizierten, also wohl drakonischen Maßnahmen zu rechnen hätten. Da meine ohnehin stockende Karriere als Organist damals gerade gänzlich zum Erliegen kam, war ich nicht in der Versuchung, durch Unkenntnis diese Leute vor schwierige Entscheidungen zu stellen.

Was Mut war und was einfach selbstverständliche Pflichterfüllung, das wusste man in der DDR nicht einmal als direkt Betroffener und häufig erst hinterher. Es gab in der DDR viele Menschen, die direkt oder indirekt mit neuer Musik zu tun hatten, die – lokal besonders begünstigt oder auch behindert – nicht abwarteten, bis die Parteilinie eine Bie-

gung nehmen würde, die das, was zu tun war, als berechtigt oder wenigstens möglich erscheinen ließ. Sie taten in Verlagen und vor Studenten, in Kommunen und Theatern, sogar in Galerien und Klubs das, was nötig war, ohne auf allzu viel Lob oder gar Ruhm rechnen zu können. Jeder, der in der DDR diesseits und jenseits der offiziellen Musiklandschaft tätig war, wird eine mehr oder weniger lange Liste solcher Menschen aufstellen können. Sie haben unseren öffentlichen Dank verdient. An Einen möchte ich besonders erinnern: Dr. Wolfgang Reich. Der langjährige Leiter der Musikabteilung der Sächsischen Landesbibliothek in Dresden, bemühte sich unermüdlich um neue und neueste Partituren und Musikliteratur aus dem sogenannten »nichtsozialistischen Wirtschaftsgebiet«, die ich – anstatt am Unterricht in der Kirchenmusikschule teilzunehmen – im Lesesaal der Bibliothek studierte oder abschrieb. Ich verdanke ihm dadurch einen Großteil meiner musikalischen Bildung. Er beschäftigte in seiner Abteilung sogar einen Dresdner Komponisten, der einen Ausreiseantrag gestellt hatte! Mir zahlte er für einzelne Partiturseiten, die ich ihm verkaufen durfte, jeweils 25 Mark. Wer sich noch erinnert, wie hoch eine Monatsmiete in der DDR im Durchschnitt lag, kann ermes- sen, was diese 25 Mark bedeuteten! Dennoch – oder vielleicht weil er meine Situation besser kannte als ich selber – stellte er, nachdem er hörte, dass ich nicht nur geheiratet hatte, sondern meine Frau inzwischen auch schwanger war, vor einem Konzert im Dresdner Kulturpalast trocken fest, nun sei ja wohl klar, dass ich völlig den Verstand verloren hätte. Er hatte sicherlich recht. Wenn es also ein Ehrenmal für verdiente Förderer der Musik in der DDR geben würde, Dr. Reich hätte einen prominenten Platz darin verdient!

Angesichts dessen, was ich nicht erst seit 1990 an Zuwendung und Unterstützung durch westliche Kollegen, bekannte und weniger bekannte Vertreter der musikalischen Welt und ihrer Vermittlung erfahren habe, scheint es mir bei aller Dankbarkeit für die Zusammenarbeit mit einigen DDR-Kollegen kein besonderes Kennzeichen der DDR-Kunst oder ihrer Unterabteilung: »neue Musik« zu sein, dass man sich in ihrem Milieu und Dunstkreis außergewöhnlich solidarisch verhalten habe. Es hat solches Verhalten gegeben, es hat (vor 1990 und danach) das Gegenteil gegeben. Auch insofern war die DDR gewöhnlicher, als mancher es heute wahrhaben will.

Und wenn wir schon dabei sind: Zu danken ist Interpreten, die für wenig oder gar kein Geld in den Osten kamen und uns die Möglichkeit gaben, neue Musik in lebendiger Ver-



mittlung zu hören. Noch heute kann ich die tiefe kindliche Bewegung spüren, die die erstmalige Begegnung mit der Musik Olivier Messiaens in der St. Wenzelskirche in Naumburg bei einem Konzert mit der Messiaen-Spezialistin Almut Rössler in mir auslöste – während selbst kirchliche Honoratioren der Stadt wütend mit knallenden Türen die Kirche verließen. Zu danken ist Rundfunkredakteuren, die im Kampf um Sendeplätze für zeitgenössische Musik auch einen Kampf um die musikalische Bildung im jeweiligen Einzugsgebiet ihres Senders führten. Einige kamen immer wieder zu den mitnichten durchweg ersprießlichen Musikfesten der DDR, um sich zu informieren, Kontakte zu knüpfen, das Erwähnenswerte im Westen bekanntzumachen: Sie und andere verhalfen Komponisten und Interpreten der DDR zu Aufträgen, zu Arbeits- und Wirkungsmöglichkeiten. Ähnliches taten Vertreter anderer Institutionen, die durch Einladungen und Aufträge musikalisch Tätigen auch da das Leben beträchtlich erleichterten, wo die Eingeladenen keine Möglichkeit erhielten, der Einladung nachzukommen. Ich bin nicht der Einzige, der erfahren hat, wie sich Leben und Status in der DDR änderten, wenn man eine Einladung nach Donaueschingen bekam. Wie Willy Hans Rösch oder And-

Foto-Essay *Umbau* von Arne Reinhardt, Foto 9

BERLINER KÜNSTLERPROGRAMM

Gäste Musik 2010

Yutaka Makino JAPAN

Frédéric Pattar FRANKREICH

Simon Steen-Andersen DÄNEMARK

VERANSTALTUNGEN

Mo. 30. Nov. 2009, 19 Uhr
daadgalerie

OSCAR BIANCHI

Komponistenporträt

Gesprächsleitung: Christine Fischer

Sa. 5. Dez. 2009 – Sa. 16. Jan. 2010
daadgalerie

SUK-JUN KIM

A Travel Log:

From Fwarrheu to Hejning

KLANGINSTALLATION

Eröffnung: 4. Dez. 19 Uhr

noch bis Sa. 30. Jan. 2010
Schlossplatz Mitte

Tonspur 31

für einen öffentlichen Raum

SUK-JUN KIM

In Tune, Out of Tune

KLANGINSTALLATION

Zu Gast bei *Ultraschall.*
das festival für neue musik 2010
Radialsystem V

Mo. 25. Jan. 2010, 21.30 Uhr

AGOSTINO DI SCIPIO

Hörbare Ökosysteme Nr.3b u.a.

Do. 28. Jan. 2010, 20 Uhr

MARCELO TOLEDO

La selva interior

(The Jungle Within) 2006/2009

KAMMEROPER

Neue Vocalsolisten Stuttgart

Kammerensemble Neue Musik Berlin

Sa. 30. Jan. 2010, 18 Uhr

CLARA MAÏDA

Shel(l)ter 2009

Zyklus für Ensemble und Elektronik

Ensemble L'itinéraire, Paris

DA AD

Berliner Künstlerprogramm

des DAAD

Markgrafenstraße 37

10117 Berlin

www.

berliner-kuenstlerprogramm.de

ré Richard führten manche solche Hilfe, wenn auch nun unter anderen Umständen, nach 1990 weiter.

Was beweist dies alles? Jörg Baberowski hat kürzlich in einem Essay für die FAZ auf die Falle aufmerksam gemacht, in die historische Wissenschaft und die Nacherzählung der Geschichte leicht geraten können, eine Falle, die vielleicht unausweichlich ist: Die Darstellung und die Erzählung der Geschichte rechtfertigen sich durch die Folgerichtigkeit, die sie historischen Abläufen zu geben vermögen. Existenz und Ende der DDR scheinen solche Folgerichtigkeit vielleicht deshalb so besonders einzufordern, weil die Herren der DDR deren Existenz ja stets als Folge unausweichlicher historischer Gesetze begründet haben. Gegen alle Erzählung aber sind historische Abläufe nicht folgerichtig, der Blick in die eigene Biographie dürfte hinreichender Beweis für diese Behauptung sein.

Warum also noch einmal zur DDR-Musik Stellung nehmen? Es galt Dank zu artikulieren für Hilfe, die heute gern vergessen wird. Es gilt daran zu erinnern, dass es die DDR-Bürger selber waren, die dem DDR-System ein unblutiges Ende bereitet haben. Vielleicht haben sich viele am Beginn der Aktionen über die Konsequenzen dieses Endes getäuscht. Wer, wie ich, vor zwanzig Jahren ein Staatsstreichquartett forderte, darf sich vermutlich nicht wundern, wenn der Staat mit einem Streich erledigt wird. Eine Entlarvung ist dies nicht. Die einzige Entlarvung, die möglich ist, geht von der Kunst aus und betrifft sie selber. Wie man nicht nur angesichts der DDR-Geschichte lernen kann, tut sie das mit hinreichender Schärfe. Dem ist nichts hinzuzufügen. ■